



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 8.

19. Jahrgang.

1917.

Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Der böse Fürst.

Von H. C. Andersen.

Es war einmal ein böser Fürst: all' sein Dichten und Trachten ging darauf hinaus, alle Länder der Welt zu erobern und allen Menschen Furcht einzuslößen; mit Feuer und Schwert zog er umher und seine Soldaten zertraten die Saat auf den Feldern und zündeten des Bauers Haus an, daß die rote Flamme die Blätter von den Bäumen lockte und das Obst zerbraten an den versenkten schwarzen Bäumen hing. Mit dem nackten Säugling im Arm flüchtete manche Mutter sich hinter die noch rauchenden Mauern ihres abgebrannten Hauses, aber hier suchten die Soldaten sie auch, und fanden sie die Armen, so war dies neue Nahrung ihrer teuflischen Freude: böse Geister hätten nicht ärger verfahren können als diese Soldaten; — der Fürst aber meinte gerade, so sei es recht, so mußte es hergehen. Täglich wuchs seine Macht, sein Name war von allen gefürchtet, und das Glück schritt neben ihm einher bei allen seinen Taten. Aus den eroberten Städten führte er große Schätze heim; in seiner Residenzstadt wurde ein Reichthum aufgehäuft, der an keinem andern Ort seines Gleichen hatte. Und er ließ prächtige Schlösser, Kirchen und Hallen bauen und jeder, der diese herrlichen Bauten und großen Schätze sah, rief ehrfürchtswillig: „Welch' großer Fürst!“ Sie gedachten aber nicht des Elends, das er über andere Länder und Städte verhängt hatte; sie vernahmen nicht all' die Seufzer und all' den Jammer, die aus den eingedrückten Städten empor drangen.

Der Fürst betrachtete sein Gold und seine prächtigen Bauten und dachte dabei gleich der Menge: „Welch' großer Fürst!“ — Aber ich muß mehr haben, weit mehr! Keine Macht darf der meinigen gleich kommen, geschweige denn größer als die meine sein!“ Und er bekriegte alle seine Nachbarn, und besiegte sie alle. Die besiegten Könige ließ er mit goldenen Ketten an seinen Wagen fesseln und so fuhr er durch die Straßen seiner Residenz; tafelte er, so mußten jene Könige ihm und seinen Hofleuten zu Füßen knien und sich von den Brocken sättigen, die ihnen von der Tafel zugeworfen wurden.

Endlich ließ der Fürst seine eigene Bildsäule auf den öffentlichen Plätzen und in den königlichen Schlössern errichten, ja, er wollte sie sogar in den Kirchen vor dem Altare des Herrn aufstellen; allein hier traten die Priester ihm entgegen und sagten: „Fürst, du bist groß, aber Gott ist größer, wir wagen nicht, deinem Befehle nachzukommen.“

„Wohlan denn!“ rief der Fürst, „ich werde auch Gott besiegen!“ — Und in Übermut und törichtem Frevel ließ er ein kostbares Schifflein bauen, mit welchem er die Lüfte durchsegeln könnte; es war bunt und pralerisch anzusehen, wie der Schweif eines Pfauens und es war gleich-

sam mit tausenden von Augen besetzt und überfüet, — aber jedes Auge war ein Büchsenlauf. Der Fürst saß in der Mitte des Schiffes, er brauchte nur an eine dort angebrachte Feder zu drücken und tausend Kugeln flogen nach allen Richtungen hinaus, während die Feuerschlünde sogleich wieder aufs Neue geladen waren. Hunderte von Adlern wurden vor das Schiff gespannt, und mit Pfeileschnelle ging es nun aufwärts gegen die Sonne. Wie lag da die Erde tief unten! Mit ihren Bergen und Wäldern schien sie nur ein Ackerfeld zu sein, in das der Pflug seine Furchen gezogen, längs welchem der grüne berafete Rain hervorblickte, bald glich sie nur noch einer flachen Sandtarte mit undeutlichen Strichen, und endlich lag sie ganz in Nebel und Wolken verhüllt. Immer höher flogen die Adler, aufwärts in den Lüften, — da sandte Gott einen einzigen seiner unzähligen Engel aus; der böse Fürst schleuderte tausende von Kugeln gegen ihn, allein die Kugeln prallten zurück von den glänzenden Fittichen des Engels, fielen herab wie gewöhnliche Hagelkörner; doch ein Blutstropfen, nur ein einziger, tröpfelte von einer der weißen Klügelfedern herab, und dieser Tropfen fiel auf das Schiff, in welchem der Fürst saß, er brannte sich im Schiffe ein, er lastete gleich tausend Zentnern Blei und riß das Schiff in stürzender Fahrt abwärts zur Erde nieder; die starken Schwingen der Adler zerbrachen, der Wind umsauste des Fürsten Haupt, und die Wolken ringsum — waren diese doch von dem Flammenrauch der abgebrannten Städte gebildet — formten sich in drohende Gestalten, wie meilenlange Seekrabben, die ihre Klauen und Scheren nach ihm ausstreckten, türmten sich zu ungeheuerlichen Felsen mit herabrollenden zerschmetternden Blöcken, bildeten sich zu feuerspeienden Drachen — — halb todt lag der Fürst im Schiffe ausgestreckt, und dieses blieb endlich mit einem furchtbaren Stoß in den dicken Baumzweigen eines Waldes hängen.

— — „Ich will Gott besiegen!“ sagte der Fürst, „ich habe es geschworen, mein Wille muß geschehen!“ — Und sieben Jahre hindurch ließ er bauen und arbeiten an künstlichen Schiffen zum Durchsegeln der Luft, ließ Blitzstrahle vom härtesten Stahl schneiden, denn er wollte des Himmels Befestigung sprengen. Aus allen seinen Landen sammelte er Kriegsheere, die, als sie Mann bei Mann aufgestellt waren, einen Raum von mehreren Meilen bedeckten. Die Heere gingen an Bord der künstlichen Schiffe, der Fürst näherte sich dem Feinde; — da sandte Gott einen Mückenschwarm, einen einzigen kleinen Mückenschwarm aus. Derselbe umschwirrte den Fürsten und zerstückte sein Antlitz und seine Hände; zornentbrannt zog er sein Schwert und schlug um sich, allein er schlug nur in die leere Luft hinein, die Mücken traf er nicht. Da befahl er, kostbare Teppiche zu bringen, ihn in dieselben einzuhüllen, damit ihn keine

Mücke fernerhin steche; und die Diener taten, wie befohlen. Allein, eine einzige Mücke hatte sich an die innere Seite des Teppichs gesetzt, von hier kroch sie in das Ohr des Fürsten und stach ihn; es brannte wie Feuer, das Gift drang in sein Gehirn; wie wahnsinnig riß er die Teppiche von seinem Körper und schleuderte sie weit weg, zerriß seine Kleidung und tanzte nackt herum vor den Augen seiner rohen, wilden Soldaten, die nun des tollten Fürsten spotteten, der Gott bekriegen wollte, und von einer einzigen kleinen Mücke besiegt worden war.



Haustiere, die ursprünglich Nachttiere waren.

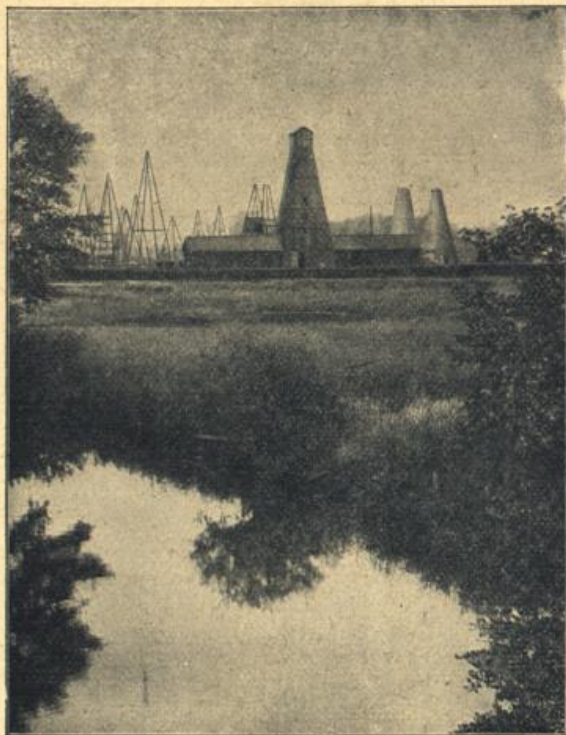
Die Frage, ob und welche unserer Haustiere ursprünglich Nachttiere waren ist, abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Reiz, auch praktisch von Bedeutung, da die Lebensweise der Stammeltern bei Behandlung der Haustiere in Frage gezogen werden muß. Besonders wichtig ist dies, wie Dr. Th. Zell in einer Erörterung des Nachttierproblems in der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse“ ausführt, hinsichtlich der Fütterung. Geschöpfe, die wie der Mensch ausschließlich bei Tage tätig sind und die Nacht hindurch vollkommen ruhen, sollen vor dem Schlafengehen nur wenig Nahrung zu sich nehmen, während der Magen und überhaupt der ganze Organismus des Nachtieres darauf eingerichtet ist, bei Einbruch der Dämmerung eine größere Mahlzeit, oft die Hauptmahlzeit einzunehmen. Wie nützlich die Kenntnis der Stammeltern und der wilden Verwandten unserer Haustiere ist, konnte besonders deutlich beim Haus Schwein erprobt werden. Schon nach Brehm ist es ursprünglich ein Nachttier, denn von ihm wird gesagt: „Am Tage liegt das Rudel still und faul im Kessel; gegen Abend erheben sie sich, um nach Fraß auszugehen.“ Für die Tatsache, daß Pfähle für das Wohlbefinden des Haus Schweines von Bedeutung sind, gibt die Lebensweise des Wildschweines eine Erklärung, das sich mit Vorliebe an Baumstämmen reibt. Nach allen bisherigen Untersuchungen ist das Haus Schwein ursprünglich ein Nachttier gewesen, weshalb eine reiche Abendfütterung sich empfiehlt. Daß die Kage von Hause aus ein Nachttier ist, bedarf nach der allgemeinen Kenntnis dieser Tatsache keiner weiteren Erläuterung, verwickelter liegt die Frage beim Hunde. Wieder geht man am besten auf die Voreltern zurück, in diesem Fall auf den Wolf, der sich nach Brehm in dichtbevölkerten Gegenden nur ausnahmsweise vor Einbruch der Dämmerung zeigt. Nach derselben Quelle legt er bei seinen „Jagd- und Wanderzügen“ oft 6–10 Meilen in einer einzigen Nacht zurück. Die zum Raub ausziehenden Rudel bergen sich gegen Morgen in einem dichten Waldesteil, um erst in der nächsten Nacht ihren Weg fortzusetzen. Der Wolf ist ein ausgeprägtes Nachttier, doch um die Frage hinsichtlich des Hundes zu beantworten, muß auch der Fuchs einer Untersuchung unterzogen werden. Nach Brehm zieht er bei seinen Jagdstreifungen die Nacht dem Tage vor, an stillen Orten tummelt er sich auch bei Sonnenlicht im freien. Nach den Beobachtungen von Lenz ist er aber nachts unbedingt weitaus munterer, weshalb er von Hause aus eher ein Nachttier als ein Tagtier war. Ein ausgesprochenes Nachttier wiederum ist ein anderer Vorfahre des Hundes, nämlich der Schakal. Über die Lebensweise erotischer Wildhunde heißt es, daß sie tagsüber in Löchern oder Höhlen liegen und nur in den frühen Morgen- und Abendstunden auf Jagd ausgehen. Der brasilianische Matkong raubt das Federvieh nach den Beobachtungen des Forschungsreisenden Schomburgk nur in den Nachtstunden. Auch in Südamerika wird der Wildhund am häufigsten im Mondschein beobachtet. Am wichtigsten ist schließlich die Lebensweise der verwilderten Haushunde, der Dingos, die nach Brehm den größten Teil des Tages schlafen und nachts umherstreifen. Da also auch der herrenlose Hund ein Nachttier ist, erscheint die Beweiskette geschlossen, daß der Haushund als ein ursprüngliches Nachttier betrachtet werden muß. Hierdurch erklärt sich seine Wachsamkeit; zum Tagtier wurde er nur allmählich durch den Verkehr mit den Menschen, wie ja bekanntlich auch Löwen und Tiger nach langem Aufenthalt im Zoologischen Garten zu Tagtieren werden. Während nach Dr. Zell auch das Rind in die Klasse der ursprünglichen Nachttiere ohne weiteres gezählt werden kann, erscheint die Untersuchung hinsichtlich des Pferdes am interessantesten und problematischsten. Trotz der zahllosen, über das Pferd erschienenen Werke wurde diese Frage bisher noch nie klar beantwortet. Am besten hält

man sich an die verwilderten Pferde in Südamerika, die Cimarrones. Sie sind wie alle Einhufer zweifellos Nasentiere, nach den Berichten südamerikanischer Reisender ist ihr Riechvermögen weitaus besser als ihr Sehvermögen. Der Riechsinne bei diesen fast wildlebenden Pferden erscheint bedeutend schärfer als der ihrer europäischen Kameraden. Auch ihr Gehör ist äußerst fein und reagiert auf das entfernteste, leiseste Geräusch. Bemerkenswert ist, daß sie, durch den Anblick eines ungewohnten Gegenstandes erschreckt, am schnellsten beruhigt werden, wenn man sie denselben beriechen läßt. Daß die verwilderten Tiere als Nachttiere zu betrachten sind, wurde von Forschern deshalb bestritten, weil die Pferde die Jaguare nicht zu wittern vermögen. Dies ist ein falscher Rückschluß, denn die Jaguare nähern sich wie alle Raubtiere ihrer Beute „unter Wind“, weshalb sie unmöglich gerochen werden können. Wie die meisten und größten unserer Haustiere ist also auch das Pferd ursprünglich ein Nachttier gewesen, zumindest war es von Hause aus mehr Nacht- als Tagtier. C. K.



Deutsches Petroleum.

In Deutschland sind die heimischen Erdölschätze leider ziemlich bescheiden. Erdöl findet sich in der hannoverschen Mulde zwischen Wesergebirge und Teutoburger Wald, auf einer von Nordwesten nach Südosten gezogenen Linie, beginnend bei Verden an der Aller und endend bei Braunschweig mit den Fundorten Wiehe und Steinförde, Hänigsen bei Burgdorf und



Der Ölfluß, die Wiehe, mit Bohrtürmen im Hintergrunde (Lüneburger Heide).

dem Gebiet bei Edemissen mit Olheim. Parallel zur Hauptlinie läuft südlich noch eine Öljone (Obers, Olsburg, Sehnde) und ebenso nördlich bei Hölle zwischen Meldorf und Heide in Holstein. Am meisten von sich reden machten vor etwa 30 Jahren die Erdölfunde in Olheim bei Peine, die aber die hochgespannten Erwartungen schmächtig enttäuscht haben. Seit etwa 15 Jahren ist der durch die Namen Wiehe—Steinförde gekennzeichnete Bezirk in der Lüneburger Heide (nicht weit von Celle) in den Vordergrund getreten. An Qualität wesentlich überlegen ist aber das bei Pechelbronn im Elsaß erbohrte Erdöl, das schon seit langer Zeit bergmännisch gewonnen und in wohleingerichteten Raffinerien verarbeitet wird. Von wesentlich geringerer Bedeutung sind einstweilen die Erdölfunde am Tegernsee in Oberbayern, bei Heide in Holstein, Hänigsen bei Burgdorf, Sehnde bei Hildesheim, sowie an verschiedenen Punkten im Braunschweigischen. Im ganzen betrug das Erzeugnis Deutschlands an Rohöl im Jahre 1911 140 Tonnen.

Das Beharrungsvermögen.

Jeder Körper hat nach dem physikalischen Grundgesetz das Bestreben, in seiner Lage zu verharran. In interessanter Weise kann dieses Gesetz wie folgt veranschaulicht werden. Man lege auf ein Wasserglas ein Kartenblatt und auf dieses ein Geldstück. Schnellst man nun mit dem Finger das Kartenblatt fort, so wird die Münze nach dem Gesetz der Schwerkraft auf ihrer Stelle verharran und in das Glas fallen. Man muß freilich dabei das Sprüchlein beachten, daß Geschwindigkeit keine Hezerei ist. Beim erstenmal wird das Experiment nicht jedem gelingen.



Wie der Rohzucker gewonnen wird.

Der Rohzucker hat eine gelblich-bräunliche, braune oder rötliche Farbe, fühlt sich fast wie Sand an und weist einen eigentümlichen Geruch und Geschmack auf. Er ist eben ein Vorzeugnis unseres bekannten weißen Zuckers, der durch Reinigung (Refinement) aus dem Rohzucker entsteht. In Deutschland gewinnt man ihn fast nur aus der sog. Zuckerrübe. Es ist dies eine durch passende Zucht auserwählte, in ihrem Zuckergehalt stark angereicherte Runkelrübe, die am besten in gründlich vorbereitete fetten, lehmigen Boden gedeiht. Durch hinreichend gebaute Maschinen wird im März die Aussaat vorgenommen. Bald zeigen sich die jungen Pflänzchen; wenn die Rübe eine bestimmte Größe erreicht hat, wird sie ein oder mehrere Male „behäufelt“; dabei ist der Teil der Pfahlwurzel, der über die Erde hervorragt, mit Erde zu bedecken. Die Rübe nimmt allmählich an Umfang zu, im gleichen Maße steigt auch ihr Zuckergehalt, der je nach der Art der Rübe, Boden, Düngung usw. 16—20 % Prozent betragen kann. In der Regel wirkt man darauf hin, daß die Rübe nur eine mäßige Größe erreicht. Sobald der Zuckergehalt in ihrer Wurzel auf seinem Höhepunkt angelangt ist, werden die Rüben durch Pflüge oder eigenartig konstruierte Maschinen usw. aus dem Boden gehoben. Darauf entfernt man die Blätter und schneidet die Krone aus, damit die Rüben bei ihrer Aufbewahrung nicht weiter wachsen, da sich sonst ihr Zuckergehalt vermindert. In der Fabrik werden die Rüben zuerst einem Röhrensystem zugeführt, in dem ein kräftiger Wasserstrom kreist. Er dreht und wendet die Rüben nach allen Richtungen und befreit sie von den anhaftenden groben Verunreinigungen. Nachdem die oberflächlich abgepöhlten Rüben noch eine Waschtrommel passiert haben, rollen sie in die Schnitzelmaschine, deren Messer sie in kleine Stücke zerschneiden. Die Schnitzel wandern weiter in ein durch Dampf erhitztes Behältersystem, in dem heißes Wasser das in den Rüben enthaltene Zuckergemisch auslaugt. Die Lauge, das ist ein dünner Zuckersaft, birgt noch viele fremde Bestandteile; sie hat auch noch keinen genügenden Zuckergehalt. Um die fremdlinge zu entfernen und den Saft zu verdichten, wird er zunächst einem chemischen Verfahren unterworfen, und die daraus resultierende Masse dampft man, statt in offenen Gefäßen an der Luft, in denen sich der siedende Zucker u. a. stark braun färben würde, in sehr luftverdünntem Raume ein, in geschlossenen sog. Vacuumapparaten. Nach dem Erkalten scheidet sich der Zucker nebst dickem Syrup ab. Letzterer wird durch Schleudervorrichtungen (Zentrifugen) entfernt. Der nun zurückbleibende Zucker ist sandig-pulverförmig, zeigt, je nach Rübenart, den eingeschlagenen Aufschliffungs-, Reinigungs- usw. -Prozessen, mehr oder minder erhebliche Färbungen und weist daneben einen nicht reinen Geschmack und einen eigentümlichen Geruch auf. Es ist der Rohzucker, das Zwischenprodukt, aus dem unser bekannter weißer Zucker erst herzustellen ist. Um den zu gewinnen, wird der Rohzucker von neuem aufgelöst, und um gänzliche Entfärbung, sowie Ausmerzung des Geruches und Geschmackes herbeizuführen, mit entfärbenden und den Geruch usw. beseitigenden Stoffen, wie z. B. mit Knochenkohle und Ochsenblut vermischt. Die Mischung wird wiederum gekocht usw. und die ausfließende dicke Zuckermasse, je nachdem Hut- oder Platten-(Würfel-)Zucker als Fertigfabrikat erzielt werden soll, in entsprechende Formen gegossen. Wie schon erwähnt, ist der Gehalt des Rohzuckers an riechenden und schmeckenden Nebenstoffen vom Fabrikations-

verfahren usw. abhängig. Wenn man jetzt Rohzucker dem Verbrauche zuführt, so geht das u. a. darauf zurück, daß seine Reinigung usw. viel Arbeit und Zeit erfordert. Weiter spielt auch der Umstand eine Rolle, daß bei der Rohzuckerbereitung erheblich mehr Mutterlauge, das ist die bekannte Melasse, überbleibt, die wieder als ausgezeichnetes Viehfutter in der Gegenwart sehr begehrt ist.



Zwei Knacknüsse.



Die Würste.

Ein Metzger hing in das Schaufenster acht Würste und brachte darüber die Inschrift an, die man auf dem obenstehenden Bilde findet. Dazu bemerkte er, daß jeder, der die Inschrift binnen einer Stunde richtig entziffert habe, eine Wurst gratis bekomme. Nur wenige verdienten sich die Wurst, wir sind aber überzeugt, daß unter unseren jungen Lesern sich viele befinden, die uns die Bedeutung der drei Buchstabenreihen mitteilen können.



Was singen die Schwalben?

Die ersten dreißig Einsender der richtigen Lösungen dieser beiden Aufgaben sollen in einer der nächsten Nummern der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ genannt werden. Lösungen, die nach Mittwoch dieser Woche eingehen, werden unter keinen Umständen berücksichtigt.

Der Rattensänger.

Von K. Simrod.

Zu Hameln fechten Mäus und Ragen
Am hellen Tage mit den Ragen;
Der Hungertod ist vor der Tür:
Was tut der weise Rat dafür?
Im ganzen Land
Macht er's bekannt:
Wer von den Räubern
Die Stadt kann säubern,
Des Bürgermeisters Tochterlein,
Die soll zum Lohn sein eigen sein.

Am dritten Tage hört man's klingen,
Wie wenn im Lenz die Schwalben singen.
Der Rattensänger zieht heran:
O seht den bunten Jägersmann!
Er blickt so wild
Und singt so mild:
Die Ratten laufen
Ihm zu Hausen;
Er lockt sie nach mit Wunderschall,
Ertränkt sie in der Weser all.

Die Bürger nach den Kirchen wallen,
Zum Dankgebet die Glocken schallen:
Des Bürgermeisters Tochterlein
Muß nun des Rattensängers sein.
Der Vater spricht:
„Ich dulde es nicht!
So hoher Ehren
Mag ich entbehren:
Mit Sang und Flötenspiel gewinnt
Man keines Bürgermeisters Kind.“

In seinem bunten Jägerstaate
Erscheint der Spielmann vor dem Räte:
Sie sprechen all aus einem Ton
Und weigern den bedungenen Lohn:
„Das Mägdelein?
Es kann nicht sein:
Herr Rattensänger,
Müht euch nicht länger:
Eu'r Flötenspiel ist eitel Kunst
Und kam wohl von des Satans Kunst.“

Am andern Morgen hört man's klingen,
Wie wenn die Nachtigallen singen,
Ein Flöten und ein Liederfang,
So süß vertraut, so liebelang.
Da zieht heran
Der Jägersmann,
Der Rattensänger,
Der Wunderfänger,
Und Kinder, Knaben, Mägdelein
In hellen Scharen hinterdrein.

Und held und holder hört man klingen,
Wie wenn die lieben Englein singen,
Und vor des Bürgermeisters Tür
Da tritt sein einzig' Kind herfür.
Das Mägdelein
Muß in den Reih'n;
Die Mäuschen laufen
Ihm zu in Hausen:
Er lockt sie nach mit Wunderschall
Und nach der Weser zogen all.

Die Eltern liefen nach den Toren,
Doch jede Spur war schon verloren:
Kein Eckard hatte sie gewarnt,
Des Jägers Netz hält sie umgarnt.
Zwei kehrten um,
Eins blind, eins stumm.
Aus ihrem Munde
Kommt keine Kunde.
Da hob der Mütter Jammern an:
So rächte sich der Wundermann.



Wie sehen die Vögel ihre Schmuckfarben?

Nach den bisherigen Ergebnissen der Untersuchungen über den Farbensinn der Vögel sehen die Tagvögel die Welt der Farben ungefähr so wie wir, wenn wir unsere Augen mit rotgelben Gläsern bewaffnen. Diese Erscheinung wird durch rote und gelbe Oelfugeln verursacht, die in der Vogelhaut eingelagert sind. Hieraus geht hervor, daß z. B. die blauen und violetten Vögel sich für Vögel von grauen und schwarzen nicht abheben. Auf Grund dieser Tatsache suchte Hans Henning an den Vögeln des Frankfurter Zoologischen Gartens festzustellen, wie die Vögel eigentlich die Schmuckfarben ihrer eigenen Gattungsgenossen sehen. Wie der Forscher hierüber in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ berichtet, setzte er sich eine eng anschließende rötlichgelbe Brille auf, um die einzelnen Arten zu betrachten. Die Ergebnisse dieser originellen Untersuchung sind ebenso interessant wie überraschend. Unter den lebhaft gefärbten Papageien zeigte sich, daß die Schmuckfarben einiger Arten eine Aufbesserung erfuhren, indem sich entweder die Wirkung aller vorhandenen Farben steigerte oder aber gegenüber dem Nachlassen einiger Farben andere sich in solchem Maß verbesserten, daß der Gesamteindruck äußerst farbenprächtig war. Besonders das Rot wird leuchtender und eindringlicher und die Unterschiede seiner Tönung heben sich ausgeprägter voneinander ab. Dagegen nehmen die Farbtöne, die ins Graue hineinrücken, eine stumpfe Weichheit an. So erscheint der kleine blau-schwarze Hyazintha mittelgrau. Weniger lebhaft gefärbte Arten verlieren natürlich auf diese Weise in oft starkem Maße. So sieht der sonst prächtige Diamantajan durch das Vogelauge verhältnismäßig farblos aus. Das Schillern der Farben aber geht nirgends verloren. Es erscheint oft weniger gelblich, aber sein Glanz bleibt unverändert. Bei den exotischen Vögeln zeigte sich, daß diejenigen, denen man durch die rötlichgelbe Brille jenes Anrecht auf Schmuckfarbe absprechen mußte, bei Verwendung einer etwas gelberen Brille wieder deutliches Schmuckgefieder zeigten. So gewinnt das Schmuckgefieder eine entscheidende Bedeutung für die Erkennung der eigenen Art. Je nach dem im Auge bestimmter Vogelart einige rote oder gelbe Oelfügelchen in Wirksamkeit treten, erscheinen die eigenen Artgenossen entweder grundsätzlich in Schmuckgefieder oder grundsätzlich grau. Demnach dienen die Farben des Gefieders den Vögeln nicht nur als Schmuck, sondern auch, um gegenseitig ihre Arten zu erkennen. Während die ästhetische Schmuckfarbe durchaus nicht in allen Fällen wirksam ist, vermag man die Erkennungsfarbe bei allen Arten und Exemplaren festzustellen.

Greife der Tierwelt.

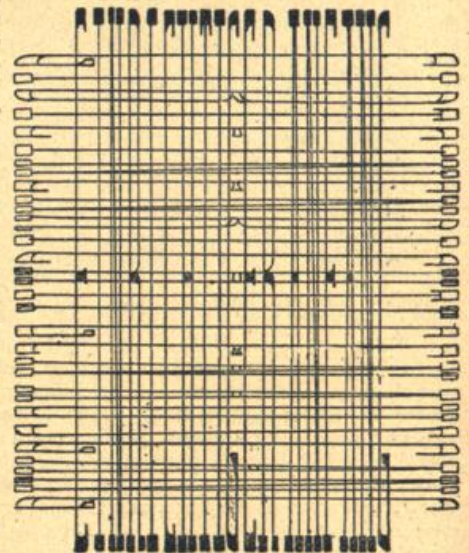
Der Leipziger Zoologische Garten besitzt Tiere von beträchtlichem Alter, wie den 20jährigen Bison und das 40jährige Elefantenweibchen Nelly. Der Kondor befindet sich seit 40 Jahren im Garten, und einige der Adler stehen ihm im Alter wenig nach. Die ältesten Tiere des Gartens befinden sich im Aquarium. Ein Riesensalamander verdient besondere Erwähnung, da er ein bemerkenswert bewegtes Leben

hinter sich hat. Er wurde schon vor 1870 in Europa eingeführt, hat eine Zeitlang in Hamburg, dann im Berliner Zoologischen Garten unter Bodinus gelebt, siedelte später nach dem altberühmten Berliner Aquarium über und gelangte bei dessen Auflösung 1910 nach Leipzig. Sein Alter ist mit hundert Jahren sicher nicht zu hoch gegriffen. Diese ungefähre Angabe ist aus dem langsamen Längenwachstum des Tieres mit einiger Sicherheit erreicht worden. Für den großen, im tropischen Freibassin des Terrariums lebenden Alligator kann ein Alter von 70 bis 100 Jahren angenommen werden. Die höchste Alterszahl hat aber zweifellos das Männchen der beiden von den Seychellen stammenden Riesenschildkröten erreicht. Rothschild hat das Alter einer eineinhalb Meter über den Rücken messenden Elefantenschildkröte mit dreihundert Jahren berechnet. Das Leipziger Exemplar dieses gewaltigen, vorstülplich anmutenden Reptils, das, beläufig bemerkt, vier Zentner wiegt und 1,38 Meter in der Länge über den Rücken mißt, wird demnach das ehrwürdige Alter von 250 Jahren — also reichlich sechs Menschenalter — haben. Das um 40 Zentimeter kleinere Weibchen mit zweieinhalb Zentner Gewicht hat wahrscheinlich um die Zeit des Siebenjährigen Kriegs nach Durchbrechen der Eierchalen das Licht der Welt erblickt. (Voss. Ztg.)



In welches Sprichwort denkt man beim Anblick von Max und Moritz?

Optisches Scherzbild.



Wie heißt der Spruch?

Auflösung des Suchbildes in Nr. 7.

Bild links drehen, dann sieht man den Kommandeur rechts, zwischen Balken in der Mitte und Mauertrümmern.